

Verbundenheit. Mit Aiko (Performance)

Nächte der Philosophinnen, Lecture Performance

18.10.2018

Eines Morgens lagen am Strand unendliche viele Seesterne, herangespült vom starken Wellengang der letzten Nacht.

Das sah ein kleines Mädchen und machte sich sogleich daran, einen nach dem anderen aufzuheben und ins Meer zurück zu werfen. Ein alter Mann beobachtete sie bei seinem Spaziergang und als er näher kam, sprach er das Mädchen an: „Was machst du denn da?“

Sie richtete sich auf und antwortete: „Die Seesterne sind von der Flut an Land gespült worden - sie müssen schnell ins Wasser zurück, sonst vertrocknen sie und sterben.“

Kopfschüttelnd entgegnete der Mann: "Es sind doch viel zu viele! Du kannst sie nicht retten. Das ist sinnlos, Du kannst es nicht ändern."

Das Mädchen hob lächelnd den nächsten Seestern auf und warf ihn ins Meer zurück. "Für diesen einen ändert es alles."

Meine philosophische Arbeit dreht sich um Beziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Tieren. Ich gehe von einer grundsätzlichen Verbundenheit der Lebewesen aus. Dem Thema „Verbundenheit“ habe ich mich aus unterschiedlichen philosophischen Perspektiven genähert. Warum müssen diese Beziehungen zwischen den „Arten“, den „Spezies“, Teil philosophischer Erwägungen sein? 2 Gründe hier exemplarisch:

1) Nicht menschliche Tiere spielen eine wichtige Rolle in unserer Positionierung in der Welt. Bezüge und Beziehungen zu Lebewesen anderer „Arten“ sind wichtige Pfeiler in der Persönlichkeitsentwicklung und tragen viel zur „Subjektwerdung“ bei. Gerade für Kinder - also menschliche Tiere in der beneidenswert aktiven Phase der Subjektwerdung, die sich eigentlich ständig fortsetzt - sind Tiere häufig wesentliche, wichtige Freundinnen und Freunde.

2) Der Umgang mit Positionen, die „anderen“ zugeordnet werden, zeigt immer wieder ähnliche Muster. Die absolut anderen sind hier „die Tiere“. In Hierarchie-Diskussionen ist es immer wichtig, sich abzugrenzen und die nicht-eigene Position mit dem Etikett des „anderen“ zu bezeichnen – egal ob es dabei um - konstruierte – Gegensätze wie männlich-weiblich, schwarz-weiß, Natur-Kultur, Leib-Seele, rational-emotional oder Tier-Mensch geht. Eine Position wird als die überlegene, erstrebenswerte klassifiziert. Sie wird als Autorität gesetzt, und dies interessanterweise trotz ersichtlicher Widersprüche. Ein sozusagen „ideales“ Lebewesen wird ernannt, und alles, was nicht dem „Ideal“ entspricht gilt als weniger wert. Dieses konstruierte Ideal ist repräsentiert als europäischer, weißer, kolonialistischer ... und hier ließe sich fortfahren heterosexueller, christlicher, etc..... Mann. Warum aber sollte jedes andere Lebewesen weniger Anspruch auf achtsame Begegnung haben?

Um den Spaltungstendenzen, den Abgrenzungen und den künstlichen Differenzierungen entgegenzuwirken, habe ich mich auf die Idee der „Verbundenheit“ konzentriert und diese versucht, philosophisch aus verschiedenen Blickwinkeln zu ergründen. Ich lenke die Aufmerksamkeit auf das, was Lebewesen gemeinsam haben anstatt an den Grenzziehungen zu arbeiten. Im folgenden werde ich mit Euch einige Überlegungen aus meinem Buch teilen. Zunächst zu meinem Verständnis von „Verbundenheit“:

Verbindungen in einem vielgestaltigen, lebendigen Universum, in einer gleichzeitigen Anwesenheit, beinhalten die Vielfalt gefühlter Beziehungen. Sie entstehen im Moment, aus der Präsenz, der Anwesenheit unterschiedlichster ProtagonistInnen, Lebewesen, die gleichzeitig auf der Welt sind, die unentwegt ein beziehungsreiches Netz erschaffen. Dieses webt sich aus körperlichen und gefühlten Ereignissen. Eine affektive Relation, eine Beziehung also, die es sich um Erfahrungen und Gefühle angelegen sein lässt, bindet uns aneinander und an die Welt. Anders als im Zusammenhang zu anderen kann kein Sinn entstehen. Verbundenheit als Voraussetzung einer gemeinsamen Lebenswelt verweist auf die Verfügbarkeit einer gemeinsamen Welterfahrung. (cf. S.11)

Verbundenheit impliziert eine philosophische Positionierung, in der Grenzen zwischen den Individuen und zwischen den Spezies vermehrt infrage gestellt werden. Sie ermöglicht es, sich von anderen affizieren zu lassen, berühren zu lassen, die Erfahrungen anderer zu teilen, als eigene zu spüren. Verbundenheit bedeutet daher einerseits einen herausfordernden Zuwachs an Verantwortung, weil es plötzlich nicht mehr egal ist, wie mit vormalig „unbedeutenden“ Lebewesen umgegangen wird. Andererseits stellt sie ein reiches Reservoir an Wissen und Weltzugängen zur Verfügung, weil auf einmal die Begegnungen mit diesen Lebewesen als relevant erkannt werden. (cf. S. 16)

Denn die Welt wird von vielen verschiedenen Lebensformen bewohnt, und ihre Zyklen werden nicht nur von menschlichen, sondern in hohem Maße auch von vielen anderen Lebewesen gestaltet. Dieser selbstverständlich anmutenden Aussage wird jedoch in unserem gängigen Weltkonzept kaum Rechnung getragen. Dieses Weltkonzept vernachlässigt Ökologie und Psychologie – unter anderem - und richtet sich nach politisch-ökonomischen, vermeintlichen Gewinnchancen. Es ist deswegen dringend notwendig, die vorhandenen Akteure und Akteurinnen – also in diesem Falle die nicht-menschlichen Tiere - auch in die Fragestellung einzubeziehen. Die Frage lautet, wie wir mit Welt umgehen wollen, bzw. wie wir uns darin positionieren wollen. Kategorien wie Speziesgrenzen nur zu hinterfragen, wird nicht genügen. Sie müssen in ihrer Fiktionalität, d. h. in ihrer Konstruiertheit und Gemachtheit, gezeigt und entschärft werden, und die Allmachtsposition des Menschen als Definitionsgewalt muss als Anmaßung und Phantasma vorgeführt werden. Menschsein ist - glücklicherweise - nur als eine von vielen unterschiedlichen Lebensformen zu verstehen. Auch als Mensch ist man Teil eines größeren Lebenszusammenhanges. Wenn dies begriffen wird, dann ist es nicht mehr notwendig, sich als Krieger zu verstehen, als einen, der auszieht gegen die Bedrohungen des „anderen“, gegen eine feindliche Natur oder Umgebung. Zu dieser „feindlichen“ Umgebung wäre, in der Logik des Herrschaftsdiskurses, wahlweise zu rechnen: nicht menschliche Tiere, sogenannte „primitive“ Kulturen, UreinwohnerInnen oder Menschen mit anderer Hautfarbe oder anderen kulturellen oder sexuellen Prioritäten. Das Anerkennen der Verbundenheit als Gegebenheit fordert weitreichende Revisionen im Umgang mit anderen Lebensformen. So wird die

Kategorisierung aller nicht-menschlichen Lebewesen als „Material“ oder „Produkt“ fallen müssen.

Ein Shift in den Speziesgrenzen bedeutet konsequenterweise die Veränderung einer ganzen Reihe von bisher für selbstverständlich genommene Lebensweisen. Industrien, die auf Ausbeutung menschlicher und nicht-menschlicher Lebewesen basieren, werden auf einer Ebene hinterfragt, die solche Lebewesen als gleichwertige betrachtet. Das düstere neokolonialistische Wertgefüge wird haltlos und öffnet sich einer transparenten, flexibleren Wahrnehmung. Der Anspruch darauf, ein Subjekt zu sein, kann nicht mehr als exklusiv menschlich gelten. Auch nicht-menschliche Lebewesen drücken sich als Subjekte ihres eigenen Lebens aus und haben eine Geschichte. (cf. S. 20f.)

In diesem Zusammenhang geht es um ganz konkrete Aspekte der Psyche und die Fähigkeiten, Welt als fühlendes, empathisches Wesen zu erfahren und zu begreifen: Mit der Zerstörung der geografischen und physischen menschlichen Umgebungen verkümmert auch die menschliche Psyche. Ein Ausklammern über- und transpersonaler Bezugspunkte charakterisiert einen Menschen, der sich alleingelassen, von Sinn- und Geschichtszusammenhängen ausgeschlossen sieht. Die Ignoranz gegenüber allen anderen Lebensformen zieht eine innerpsychische Verarmung nach sich. Die Gewalt, mit der Menschen anderen, nicht-menschlichen Lebewesen begegnen, verlangt eine permanente Leugnung der empathischen Fähigkeiten. Die unterdrückte Empathie wirkt ihrerseits als nicht unmittelbar identifizierbares depressives Grundgefühl. Die Negation von Empfindungen macht gefühllos und stumpf und schränkt die gesamte Erlebnisfähigkeit ein. Sie klammert mögliche weitere Perspektiven aus.

Um Empathie als Erkenntnisform anzuerkennen, soll sie aus ihrer luxuriös anmutenden Nische herausgeholt werden. Empathische Erkenntnis entsteht nicht aus einer überlegenen Position, die sich gnadenhalber in ein anderes Lebewesen einzufühlen versucht und dann aus Mitleid agiert. Vielmehr möchte sie die Innenperspektiven anderer, gleichwertiger AkteurInnen verfügbar machen und miterleben. Sie ist wesentlich im Erkenntnisprozess enthalten. (cf. S.19)

Empathie ermöglicht es, eine deutliche Verbindung (an) zuerkennen.

Verbindung wird als Möglichkeit eines Miteinander und als Fähigkeit der Lebewesen vorgestellt, mit anderen in Beziehung zu treten und Beziehungen zu etablieren. Kommunikation versteht sich nicht nur als Austausch auf verbalen Ebenen, sie operiert auch über andere Kanäle, über Speziesgrenzen hinweg.

In Beziehung treten wir häufig über den Blick, über non-verbale Kommunikationsmuster wie Gesten, möglicherweise Berührungen. Als Menschen ist uns der Gesichtssinn ein wichtiges Instrument, und es ist notwendig, den Blick nicht abzuwenden, Zeugin zu sein, einer Präsenz, die mit uns gleichzeitig besteht. „Bear witness“, das Abenteuer der Anwesenheit. Und der Mut, auch dem Schmerz zu begegnen, der so vielen nicht-menschlichen Tieren tagtäglich widerfährt, in einer Maschinerie der Objektifizierung und Tötung.

Spannend ist immer auch die Möglichkeit, die Perspektive der /des anderen auszuprobieren:

Durch einen Perspektivenwechsel kann auch ein abwesendes Subjekt stellvertretend in den Kommunikationsprozess hereingeholt werden. In einer offenen Kommunikation ist nicht vorhersehbar, welche Ergebnisse und welche Subjekte sie hinterlässt. Die Bewegungsschleifen, die eine Begegnung begleiten, Berührung, Blick und Ineinanderübergehen der Beteiligten lassen neue Welten entstehen. Perspektiven werden verschoben und Kräfte anderer Wesen zugänglich. Deren Wirkmächtigkeit unterstützt das Subjekt auch nach seiner Rückkehr in seine übliche Position. Austausch, Kommunikation, wird verstanden als ein Ineinander-Übergehen. Dieser Austausch bedingt paradoxerweise einerseits Wandlungsfähigkeit, andererseits Stabilität eines Subjektes.

Ein immer werdendes, sich veränderndes Subjekt integriert Erfahrungen als eigene und dennoch übertragbare in ein situiertes Wissen. Das Eigene als Projektions- und Reflexionsfläche bildet einen dafür unvermeidlichen Aspekt. Dabei gewinnt auch an Relevanz, was sich atmosphärisch vermittelt, was nicht messbar ist. Die gesamte Gestimmtheit macht ihre Ansprüche geltend, eine von der reichen subjektiven Welterfahrung auf objektivierte Kausalzusammenhänge geschrumpfte Aufzählung, die nur Messwerte gelten lässt, wird als ungenügend erkannt. Der Versuch, die inneren Vorgänge von Lebewesen zu erkennen, führt zur Forderung, ihnen Bewusstsein zuzugestehen. Die Grenzen zwischen Instinkt und Intellekt

verschwimmen. Dem exklusiven Gebot der Nützlichkeit und Anpasstheit widersprechen zudem verschwenderisch sinnlos anmutende Formen und Farbgebungen. (cf. S. 37)

Noch etwas zum Thema Grenzen und ihrem Einsatz: Grenzen werden durch Normierungen, also Richtlinien zur Einteilung in Kategorien, definiert. Im Bereich der Mensch-Tier-Grenze sind diese besonders schwer festzulegen, denn durch wissenschaftliche Erkenntnisse werden sie immer wieder erschüttert. D. h. sie werden in ihrer Konstruiertheit sichtbar. Eigentlich müsste man sagen, bloßgestellt. So etwa galt lange die Verwendung von Werkzeugen als genuin menschliche Eigenschaft, bis Beobachtungen zeigten, dass es viele Tiere gibt, die Werkzeuge verwenden und sogar selbst herstellen, wie zum Beispiel Rabenvögel oder Affen. In der Folge werden, um die Grenze aufrechterhalten zu können, immer wieder neue Kriterien gefunden, oder genauer gesagt, erfunden. Es geht hier also um Normen für das Lebendige.

Vielleicht ist die erste Normierung überhaupt die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier, jedenfalls ist die Mensch-Tier-Grenze älter als viele weitere Normierungen. (cf. S. 104)

Auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, besonders in der Biologie, werden Spezies bestimmt, festgelegt und deren Abweichungen voneinander definiert. Zwar legt der anthropozentrische Ausgangspunkt von vornherein die menschliche Überlegenheit fest, kann aber die Erkenntnisse der Evolutionstheorie, die eine kontinuierliche Entwicklung der Lebewesen feststellt, nicht ignorieren. Um in einer unüberschaubaren Auffächerung der Möglichkeiten von Lebendigkeit dennoch die Oberhand zu bewahren, gewinnt die deutliche Unterordnung der anderen „Spezies“ in Bezug auf das am weitesten entwickelte „Tier“, den Menschen, an Bedeutung.

Klassifikationen werden nach ihrer Einkleidung - oder besser: „Verkleidung“ - in wissenschaftliche Ausdrücke immer wichtiger für ein Ordnungsbestreben, das Überblick und Herrschaft garantieren soll. Die Idee einer „Norm“ gewinnt an Gewicht. Die Pathologie, all das was nicht dieser Norm entspricht, steht auf der anderen Seite. Errechnete Werte befinden und klassifizieren, wer sich innerhalb der Norm befindet und wer nicht. Überschaubarkeit und Kontrolle legitimieren sich durch gezeichnete

Schreckensbilder einer unberechenbaren ‚unzivilisierten‘ Gesellschaft, deren Ausufern es zu befürchten und zu verhindern gilt. (cf. S. 102f.)

Im Dienste einer Biopolitik – also der Verwaltung und Beherrschung von Lebewesen – stellen strikte Einteilungen Argumentationszusammenhänge zur Verfügung. Allerdings bedeutet dieses verwaltete Leben ein hohes Maß an Verlust psychischer Lebendigkeit:

Die Durchführbarkeit und Aufrechterhaltung der Grenzziehung im täglichen Leben beruht auf einem psychischen Opfer, einer Amputation oder einer Stilllegung eines lebenswichtigen Sinnes: der Fähigkeit, sich in ein anderes Wesen einzufühlen. Dieser konkrete, wie von selbst innerlich arbeitende Sinn wird Kindern abtrainiert – meist haben Kinder spontan starke Bezüge zu verschiedensten nicht-menschlichen Tieren. Die Unterscheidung trennt solche Tiere, die es wert sind, dass man ihnen Achtung und Beachtung schenkt, von solchen, deren Lebensrecht einzig in Zweckhaftigkeit liegt. (cf. S. 104)

Wenn Wesenheiten nicht durch scharfe Klüfte einer wechselseitigen, angeblich unüberbrückbaren oder doch zumindest rätselhaften Unerreichbarkeit voneinander getrennt sind, kann an Verbundenheit gedacht werden, die nicht von den vorab gesetzten Grenzen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Tieren eingeschränkt ist und auch nicht unter der Prämisse der menschlichen Überlegenheit geführt wird. Es geht darin um einen wechselseitig aufeinander bezogenen Umgang. Das erfordert Anerkennen der Anderen in der Begegnung, ist nicht erzwingbar, und lässt sich nicht vorhersehen: Erst im Prozess entfaltet sich die Herausbildung von Gefühlen, Handlungen und Eindrücken. So wird die immer schon bestehende Möglichkeit einer Verbundenheit in eine tatsächlich stattfindende Beziehung überführt. (cf. S.138)

